Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 86 (2006)
Heft: 11-12

Artikel: Paul Parin zum 90. Geburtstag
Autor: Gauss, Karl-Markus / Lütkehaus, Ludger / Widmer, Urs
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-167628

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

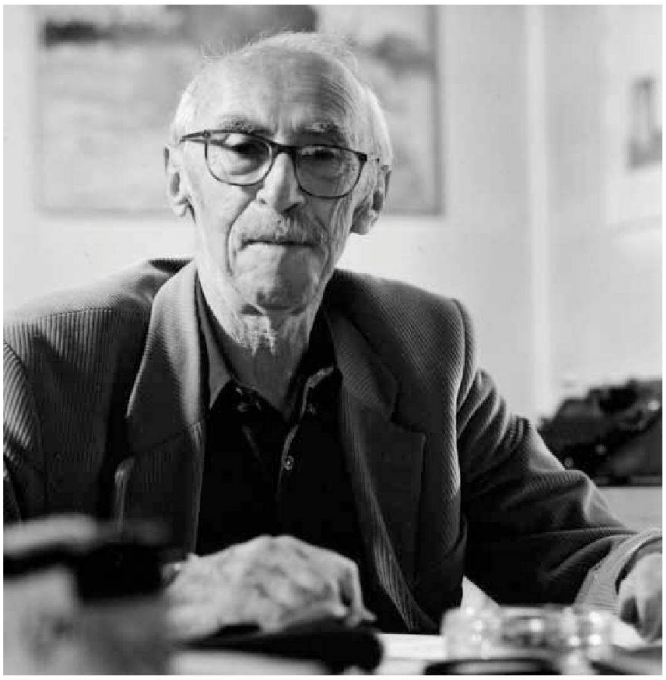
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Paul Parin zum 90. Geburtstag

Am 20. September dieses Jahrs ist der Psychoanalytiker und Schriftsteller Paul Parin 90 Jahre alt geworden. Um ihren Doyen zu ehren und zu feiern, lud das Psychoanalytische Seminar Zürich am 24. September zu einer Matinée in Zürich ein. Einer der Geburtstagsbriefe sowie zwei der gehaltenen Vorträge finden sich – zum Teil in gekürzter Form – auf den folgenden Seiten.



1916 geboren in Polzela (Slowenien) als Sohn eines Schweizer Gutsbesitzers.

ab 1934 Medizinstudium in Graz, Zagreb und Zürich.

1944/45 Teilnahme an der 1. Chirurgischen Mission der Centrale Sanitaire Suisse bei der Jugoslawischen Befreiungsarmee.

1946 bis 1952 Ausbildung in Neurologie und Psychoanalyse in Zürich.

1952 bis 1990 Privatpraxis als Psychoanalytiker in Zürich.

1955 bis 1971 sechs ethnopsychologische Forschungsreisen in Westafrika, zusammen mit Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Matthèy.

1990 Beginn der Arbeit als Schriftsteller.

Paul Parin hat für sein wissenschaftliches und literarisches Werk zahlreiche Ehrungen erhalten. Zu seinen zahlreichen Bücher gehören unter anderem:

«Lesereise. 1995 bis 2005». Berlin: Edition Freitag, 2006.

«Die Leidenschaft des Jägers». Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 2003.

«Untrügliche Zeichen von Veränderung. Jahre in Slowenien (1980)». Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 1992.

«Der Traum von Ségou». Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 1993.

«Karakul». Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 1993.

«Zu viele Teufel im Land. Aufzeichnungen eines Afrikareisenden (1985)». Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 1993.

«Die Weissen denken zuviel. Psychoanalytische Untersuchungen bei den Dogon in Westafrika (1963)» (zusammen mit F. Morgenthaler und G. Parin-Matthèy), 5. Auflage. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 2006.

Lieber Paul Parin!

Ein Geburtstagsbrief von Karl-Markus Gauß

Es ist siebzehn Jahre her, dass mich in Salzburg am Telefon ein älterer Herr mit sonorer Stimme anrief, in der ich von weither noch eine altösterreichische Tönung zu vernehmen glaubte, und mich fragte, ob wir nicht gemeinsam an diesem Abend mit unseren beiden Frauen essen gehen wollten. Wir hatten vorher nur ein, zwei Briefe gewechselt, und es war mir gelungen, für die Zeitschrift, zu deren Herausgeber ich damals gerade bestellt worden war, einen Text von Dir zu bekommen. Wir holten Euch in dem Hotel an der Salzach ab, dessen Charme sein überständiger Plüsch, das leicht verlotterte Inventar und das skurrile Personal war und das heute, ach Paul, stell Dir nur vor, zur ersten Yuppie-Adresse von Salzburg aufgerüstet worden ist. Immer wenn Goldy und Du auf dem Weg nach Slowenien zum Fischen wart oder unterwegs nach Budapest zu einem Kongress, stand künftig eine Nacht lang vor diesem Hotel ein alter Peugeot mit Schweizer Kennzeichen, und zuverlässig haben wir all die Jahre dieses eine Abendessen wiederholt, das mir als ein einziges, nicht abreissendes Gespräch in Erinnerung ist. Denn so ein Abendessen bot zwar auch die gute Gelegenheit, etwas Nahrung aufzunehmen und eine noch bessere, zur Speise reichlich Wein auffahren zu lassen; das Beste daran aber war, dass wir lange zu Tische sitzen konnten, um redend vom Hundertsten ins Tausendste zu geraten und auf wunderliche Weise gerade dadurch ganz zu uns zu kommen.

Wurde eine Geschichte erzählt, die es wert war, leuchteten Goldys Augen auf, und wenn sie gut erzählt wurde, hielt sie mit anerkennenden Zurufen nicht zurück. Auch als sie bei unseren letzten Begegnungen nahezu erblindet war, bewegte sie sich, ob im Restaurant oder auf der Strasse, mit der eleganten Selbstverständlichkeit des Kindes, und je weniger sie von der Welt sah, um so begieriger schien sie, von ihr zu hören, in neuen Geschichten und in den alten, die immer wieder neu erzählt werden mussten: «Erzähl es doch, Paul!» So dauerten die Abende immer lange, und je später es wurde, desto jünger wurdet ihr, und wenn wir, die um vierzig Jahre Jüngeren, Euch nach Mitternacht zum Hotel zurückbegleitet hatten, hegten wir immer die Vermutung, ihr würdet Euch, während wir, jäh gealtert und redlich erschöpft, nach Hause stapften, juvenil gewiss noch ein wenig im Foyer des Hotels niederlassen, um bei einem letzten Glas Schnaps nach der letzten Geschichte des Tages noch die allerletzte zu erzählen.

Die Innigkeit, mit der Ihr einander sichtbar zugetan wart, hatte für uns etwas Grandioses und Ermutigendes; ich weiss aber, dass sie manch andere auch irritiert hat. Durfte das denn sein – zwei Rebellen, die so traut zusammenlebten, zwei psychoanalytisch geschulte Freigeister, die wider die sexuelle Zwingmoral votierten und denen die übel beleumdete sogenannte Zweierbeziehung doch kein Gefängnis war? Die Aura einer unerschütterlichen und, natürlich, unergründlichen Liebe war um Euch, und das Unerschütterliche und Unergründliche steht bei aufgeklärten Leuten ja mitunter im Verdacht, mit dem Konservativen verschwistert zu sein. Aber so wie Du, nach dem Ende eines wahrlich reichen und vielgestaltigen Berufslebens, zu Deiner wahren Berufung als Erzähler gefunden hast, so hast Du Deine ersten Erzählungen gerade geschrieben, weil Goldy sie von Dir lesen und hören wollte. Aus ein paar Briefen von Dir weiss ich, wie schwer es Dir gefallen ist, nach dem Tod von Goldy nicht nur weiterzuleben, sondern wieder zu Deiner Fähigkeit zurückzufinden, Geschichten zu erzählen. Dass die erste Erzählung, die Du dann doch wieder zu verfassen vermochtest, in meiner Zeitschrift «Literatur und Kritik» erschien, darauf bin ich noch heute stolz. Sie hiess «Die Flöte des Herrn Kasparek» und ist die merkwürdig in der Schwebe gehaltene Geschichte eines abgedankten k.u.k. Offiziers, der in dem Ort, in dem Du als Sohn des Gutsbesitzers aufgewachsen bist, abends betörend schön auf der Flöte spielte.

In demselben Buch, in dem diese Geschichte später auch erschien, ist auch ein bekenntnishafter Text von Dir enthalten, «Fünfzig Jahre Widerspruch»: eine doppelte Lebensbilanz, die Bilanz zweier Partisanen, die ins zivile Leben zurückkehrten, zweier Sozialisten, die keine Partei hatten, zweier Kritiker der bürgerlichen Gesellschaft, die sich nicht puritanisch dem immerwährenden Kampf verschrieben, zweier Oppositioneller, die sich hüteten, zähneknirschend durch ihr Jahrhundert zu gehen. Du und Goldy, ihr wart immer mittendrin im Gefecht, aber ihr habt Euch stets das Recht genommen, Euch aus dem Lärm, dem Streit, dem Gefecht auch wieder zurückzuziehen. «Wir hatten eine besondere Fähigkeit», schreibst Du, «uns zurückzuziehen, wenn wir an Umständen, die uns unerträglich erschienen, nichts ändern konnten.» Mir kommt es vor, solcher Rückzug sei weder Versöhnung noch Verrat, sondern ein rettender Akt; er ist notwendig, damit die Persönlichkeit nicht an dem Unrecht zerbreche, gegen das sie revoltiert. Und weiter hast Du geschrieben: «Die Illusion, durch unseren Widerstand eine Änderung der unerwünschten Verhältnisse herbeizuführen, hatten wir nicht... Mit aller Kraft haben wir gegen die gesellschaftliche Ordnung gekämpft, ohne an den Erfolg zu glauben.»

Das war es wohl, was Euch von so vielen unterschied, die sich ihrer Illusionen wegen in den Kampf gewagt hatten und die an diesen Illusionen festhielten, ja ihnen ihre besten Fähigkeiten opferten, auch die zur Kritik und zum

Mitgefühl; oder die stets nur das ferne politische Ziel im Auge hatten, darüber vertrockneten und so das Leben – und damit auch ihr Ziel – verrieten.

Als Psychoanalytiker weisst Du natürlich um die Abgründe, die im einzelnen sich auftun und die bei manchem so tief schneiden, dass sie die Persönlichkeit spalten. Gerade darum hast Du ja die Fähigkeit gerühmt, in Widersprüchen zu leben und den Widerspruch in der eigenen Persönlichkeit nicht zu verwischen, sondern zu ertragen. Aber was ist das für ein Talent, das Dich und Goldy so ausgezeichnet hat, diese Fähigkeit, in Opposition zu den herrschenden Mächten und doch in tiefer Zustimmung zur Welt zu leben, grimmig erzürnt und lebenszugewandt zugleich? Ich glaube, es ist nichts anderes als das Talent zum Glück. Ob man Talente überhaupt lernen oder lehren kann, und gar dieses eine? Ich weiss es nicht. Ich weiss aber, dass man ermutigt wird, wenn man jemandem begegnet, der über dieses Talent zum Glück verfügt. Lieber Paul, Du warst und bist ein grosser Ermutiger, für mich, für Maresi – und für viele, die nicht wie wir den Vorzug hatten, mit Goldy und Dir befreundet zu sein, sondern die Dich nur aus Deinen Schriften und von Deinen öffentlichen Auftritten her kennen. Was heisst: nur? Auch für sie ist genügend da, das die Auseinandersetzung lohnt und weiter lohnen wird. Ich umarme Dich,

Dein Karl-Markus

KARL-MARKUS GAUSS, geboren 1954, lebt als Essayist, Kritiker und Herausgeber der Zeitschrift «Literatur und Kritik» in Salzburg.

Die afrikanische Urreise

Mit Paul Parin auf der Jagd

Ludger Lütkehaus

Zum 90. Geburtstag von Paul Parin gehe ich mit ihm, genauer: mit seinen Erzählungen «Die Leidenschaft des Jägers», 2003 erschienen, auf die Jagd, eine Art ethnopsychoanalytischer Grosswildjagd in Slowenien und Inner-Afrika. Jäger wie Analytiker, Interpreten, Hermeneuten stimmen darin überein, dass sie öfters Böcke schiessen – die Jäger absichtsvoll, zielstrebig und bewusst, während sich die Bocksjagd der beklagenswerten letztgenannten Berufsgruppen zumeist unabsichtlich und unbewusst ereignet. Aber man kann ja auch einfach ins Blaue schiessen.

Mit diesen Erzählungen (im folgenden mit dem Sigel L und Seitenzahl zitiert) kehrt Parin über die Zeit seines ersten Westafrikaaufenthaltes – die ethnopsychoanalytischen grossen Reisen und die Wiederbelebung der Jagdleidenschaft fallen zusammen – zu seiner Jugend, zur Geschichte seiner Initiation zurück. Die Erzählungen sind durchaus nicht zimperlich. Von dem ersten *«wunderbaren Samenerguss, dem ersten bei Bewusstsein»* (L 13) bei der Tötung eines Haselhahns, über die segensreiche manuelle Therapie eines *«Mädels»* vor der initiatorischen Bocksjagd bis zu sadomasochistischen Formen, die der sexualmoralische Volksmund zu den *«Perversionen»* zu rechnen pflegt, reicht das sexualliterarische Spektrum. Die Jagdleidenschaft – etwas anderes als Leidenschaft gibt es hier nicht – wird ohne Rationalisierungs- und Rechtfertigungsversuch auf die *«Licence for sex and crime»* (L 7 u.ö.), die sexuelle Lust und die Tötungs-, ja die Mordlust zurückgeführt. Ich zitiere einige der riskanten Sätze: *«Jagd eröffnet einen Freiraum für Verbrechen bis zum Mord und für sexuelle Lust… ‹Licence› hat eine radikalere Bedeutung als der deutsche Ausdruck Freibrief: Verbote gelten nicht mehr… Der Jäger ist ein Raubtier; die grösste Gefahr für das Bestehen der Jagd ist die Vernunft… Jagd ohne Mord wäre ein Oxymoron, ein Begriff, der sich selber aufhebt. … Jagd ist eine Folge der Herrschaft des Menschen über die Natur. Dass die Tiere unter der Jagd leiden, ist und war kein Geheimnis … Biologisch gibt es keine Rechtfertigung für die Jagd… Mit dem Ritual wird das Töten von Tieren zur Kultur»* (L 8,9,77 f.).

Mit der Radikalität des Alters, das sich an frühe Dinge erinnert und späte Einsichten nicht mehr zu scheuen braucht, wird autobiographisch resümiert: *«Nie habe ich die Jagdlust verloren»*, auch *«nicht in den Jahren als menschenfreundlicher Arzt und friedlicher Forscher. Sobald ich weiss, dass eine Jagd*

stattfinden wird, und ich die Symbole – Gewehr und Patronen – berühre, muss ich dabei sein. Wie, ist beinahe gleichgültig. Ich war immer schon der Jäger» – «ein Mensch, der seiner eigenen Moral widerspricht» (L 80, 74). Wer und was der Jäger ist, scheint also klar zu sein. Wem aber gilt die Jagd?

Ich versuche, mich der Beantwortung dieser Leitfrage auf einigen Umwegen zu nähern, die naturgemäss nicht so direkt sein können, wie der Jäger Parin es ist. Ich trage drei Fragmente vor, die einigermassen heterogen sind, aber hoffentlich eine Konstellation und am Ende einen Geburtstagsglückwunsch ergeben. Auf dem Hintergrund dreier anderer literarischer Jagderzählungen und der Jagderzählung, aus der sich die Psychoanalyse nährt, versuche ich das Revolutionäre von Parins «Die Leidenschaft des Jägers» anzudeuten, das in einem Doppelprozess der Rückverschiebung und Desymbolisierung liegt.

I. «Das Jagdgewehr» und «Die Glut»

Zwei der erfolgreichsten Prosatexte der Weltliteratur des 20. Jahrhunderts – Sándor Márais Roman «Die Glut» und Yasushi Inoues frühe Erzählung «Das Jagdgewehr» – arbeiten mit einem ähnlichen Jagdmotiv, ohne voneinander beeinflusst zu sein. Es handelt sich um eine Dreiecksgeschichte von Liebe, Leidenschaft und Verrat. Das hinterrücks in Anschlag gebrachte Jagdgewehr ist – statt auf das Tier – auf den hinderlichen Menschen, den konkurrierenden Freund bzw. die störende Ehefrau gerichtet.

Mit Inoue hat Parin, soweit ich weiss, sich nicht befasst. Dafür hat er Márais Roman zusammen mit Prosper Mérimées Novelle «Lokis» einen kleinen Essay gewidmet, der ursprünglich für den Band «Die Leidenschaft des Jägers» vorgesehen war, dann aber der Zensur des Verlags zum Opfer gefallen ist. Jetzt ist der Essay in dem von Traute Hensch besorgten Band «Paul Parin. Lesereise 1955 bis 2005» erschienen.

Nach Parins Lesart zählen Mérimées «Lokis» und Márais «Glut» zu den *«vielen Werken»*, *«in denen gezeigt wird, dass Jagdleidenschaft den Mantel der Gesittung wegreisst und das Tabu für Verbrechen aufhebt»* (Lesereise 133). *«Mérimée geht es darum, die Doppelnatur des Menschen zu schildern. Vor Zola hat er das Tier im Menschen – la bête humaine – beschrieben… Mord ist der grausame Schlusspunkt der Novelle. Motive gibt es nicht. Es ist das Tier im Menschen, das mordet»* (Lesereise 134, 136). Menschen haben danach Motive, Tiere keine.

Bei Márai wiederum findet zwar kein Mord statt. Der tödliche Schuss fällt wie bei Inoue nicht. Aber bei der Hirschjagd der beiden Offiziere, von denen der Roman erzählt – Henrik, dem General, und Konrad, dem Freund –, die, ehelich der eine, ehebrecherisch der andere, dieselbe Frau – Krisztina – lieben und sich nun als *«alte Männer»* zum Showdown wiedertreffen, ist das Jagdgewehr in Tötungsabsicht auf den Freund gerichtet gewesen. Und der Essayist Parin stellt nicht ohne eine gewisse Befriedigung fest: *«Die Jagd hat der Passion den Weg geöffnet. Das genügt.»* (Lesereise 138).

Aber es lohnt sich, die beim Showdown 41 Jahre zurückliegende Jagdszene noch etwas genauer anzuschauen. Zunächst wird von der Jagdleidenschaft des Vaters des Generals, eines Gardehauptmanns, erzählt. Er jagte zu jeder Jahreszeit, Tag für Tag. *«Als ob er jemanden umbringen wollte und sich ständig auf diesen Racheakt vorbereitete… Da er die Welt, in der es auch noch anderes und andere gab…, nicht ausrotten konnte, so tötete er eben die Bären, die Rehe und Hirsche»* (Die Glut, abgek. G, 19 f.). Dann folgt der Bericht von der Hochzeitsreise des Generals und Krisztinas. *«Wir bereisten die arabischen Länder»* (G 124). In Algier, notiert Krisztina in dem Tagebuch, das sie über das Ungesagte in ihrer Ehe für ihren Mann schreibt, *«habe sie einen Mann gesehen, der sei ihr in eine Gasse gefolgt und habe sie angesprochen, und sie habe das Gefühl gehabt, sie könnte mit ihm gehen»* (G 166). *«Sie ertrug keinerlei Einschränkung… Sie brachte Leidenschaft und Hochmut, das souveräne Selbstbewusstsein unbedingter Gefühle mit»* (G 179 f.). Die *«Feigheit»* des Geliebten wird sie später abgrundtief verachten.

Die beiden sind in Bagdad Gäste einer arabischen Familie. Für sie wird ein weisses Lamm abgestochen. Die *«orientalische»* Handbewegung dabei erinnert den Erzähler an die *«Zeit, da das Töten noch eine symbolische und religiöse Bedeutung hatte, als es noch etwas Wesentliches bedeutete, nämlich das Opfer»* (G 126). Die Geschichte von Abrahams abgebrochenem Sohnesopfer, dem letalen Interruptus, entstammt dieser Zeit, auch die von Johannes dem Täufer. *«Die heilige Symbolik des Tötens»* soll das *«Opfer»* mit der Jagd verbinden, den Jäger zu einer Art von Hohepriester machen. Opfer wie Jagd entspringen indessen weniger der Symbolik als der dem Töten geltenden Lust, *«dieser verbotenen Lust, dieser stärksten aller Leidenschaften, diesem Trieb, der weder gut noch schlecht ist»* (G 131), aber eine so *«heisse, angenehme Angelegenheit, wie eine Umarmung»* (G 127) verspricht. *«Merkwürdig, dass auf ungarisch das Wort töten und das Wort Umarmung zusammenklingen und sich gewissermassen steigern: ölés und ölelés»* (G 127 f.). Hinter der sakralen Symbolisierung steht die Trieblegierung von Tötungs- und Umarmungslust.

In diese Doppelrichtung führt schliesslich die Schlüsselszene des Romans. Mit der *«Zeichensprache des Unbewussten»* (G 200), von der und mit der «Die Glut» spricht, wird diese Szene lokalisiert in der Zeit der Frühe, in der sich *«die Tiefen und Höhen, das Dunkle und das Helle der Welt und der Menschen noch berühren… Der Wald riecht so roh und wild, als käme jedes organische Wesen, Pflanze, Tier und Mensch, im grossen Schlafzimmer der Welt allmählich zu sich und atmete seine Geheimnisse und bösen Gedanken aus…, als lägen da zwei Liebende in schweissgebadeter Umarmung… Es ist der Augenblick, da es im menschlichen Herzen weder Nacht noch Tag ist, da die wilden Tiere aus den geheimen Winkeln der Seele herausgekrochen sind, … krampfhaftes Begehren, heimliche Sehnsucht, zuckende Regung…»* (G 132 ff.).

Es ist das ins Morgendliche transportierte Eichendorffsche «Zwielicht» – *«Hast ein Reh du lieb vor andern, lass es nicht alleine grasen, … Hast du einen Freund hienieden, Trau ihm nicht zu dieser Stunde»* – dieses Zwielicht also, in dem noch nicht die lichte Ordnung der Dinge herrscht.

In dieser undurchsichtigen Zeit der Frühe hat zuerst der Hirsch seinen Auftritt, der *«brünstige Hirsch»*. Er *«erinnert sich noch an die leidenschaftlichen Augenblicke der mondbeschienenen Nacht, er bleibt inmitten der Lichtung stehen, wo der Liebeskampf stattgefunden hat, stolz und mitgenommen hebt er seinen im Duell verwundeten Kopf und blickt sich mit blutunterlaufenen, ernsten Augen um, als könne er die Leidenschaft nie vergessen»* (G 133 f.). Es ist nur schlüssig, dass dieses Tier in der Sprachlogik des Unbewussten vom *«brünstigen, kapitalen Hirsch»* alsbald zum *«Wild»*, zu *«dem Wild»* mutiert. Nicht weniger als siebenmal bringt der *«Hirsch»* im Text die Wandlung zum *«Wild»* hinter sich.

Im *«Urbereich des Waldes, der Wassertiefe, des Lebens»* tritt dieses *«Wild»* zwischen den Tannen am Rand einer Lichtung hervor. Und nun, in einem Moment unerhörter Spannung, ist der Augenblick der Jäger gekommen, des Generals, der als erster den Hirsch bemerkt und stehen bleibt, des Freundes, der zehn Schritte hinter ihm steht und mit einem *«leisen, kalten Klicken»* (G 136) das Gewehr entsichert. *«Ein klassischer Augenblick»* (ib.). Der General spürt, wie der Freund das Gewehr an die Schulter legt, ein Auge zudrückt und der *«Gewehrlauf» «langsam»* vom Kopf des Hirsches auf den des Generals *«abdreht»* (G 147). Idealer für die Rationalisierung eines *«tragischen»* Jagdunfalls, eines treffenden Fehlschusses könnte die Situation nicht sein. Denn *«die menschliche Natur ist so beschaffen, dass sie im Moment einer aussergewöhnlichen Handlung immer einen objektiven Vorwand braucht»* (G 150). Eine halbe Minute hält die Erzählung den Atem an, die Zeit, in der der *«abgedrehte»* Gewehrlauf auf den General gerichtet ist und er auf den Schuss wartet – einverständig wartet, im Unterschied zum *«Wild»* –, bis der wieder umgetaufte *«Hirsch»* die Gefahr erkennt und der Jäger das Gewehr sinken lässt. *«Die Szene zerfiel… Du hast es versäumt»* (G 150 f.), lautet der lapidare Kommentar des Generals. Das versäumte *«es»*.

Offensichtlich, dass es in der Stunde des halbbewussten Zwielichts um eine Dreiecksgeschichte geht: um das Wild, den General und den Freund, dahinter die zwei Männer und die eine *«wie ein Tier wilde und unbezähmbare»* (G 179) Frau.

Die Konstellation wird allerdings dadurch kompliziert, dass die beiden um dieselbe Frau konkurrierenden Freunde seit ihrer Jugend stets *«wie eineiige Zwillinge im Mutterleib»* waren (G 37), der Jäger also, recht besehen, auf sich selber Jagd macht. Aber ich will hier nicht zum 1001. Mal die Abgründe und Untiefen *«triangulärer»* Konstellationen analysieren. Interessanter scheint mir die signifikante Bewegung der Szene: dass der zielende Schütze mit dem Gewehrlauf vom Hirsch, vom *«Wild»* auf den Freund und Konkurrenten *«abdreht»*. Dieses *«Abdrehen»* ist die entscheidende Bewegung, eine Änderung der Zielrichtung, die eine *«Verschiebung»*, zugleich einen Prozess der Symbolisierung impliziert. Nicht mehr auf das Tier und nicht nur auf den konkurrierenden Menschen, sondern, mit Paul Parins Analyse von Prosper Mérimées «Lokis» gesagt, auf das brünstige *«Tier im Menschen»* ist das Gewehr des Jägers gerichtet, dessen – hier freilich impotente – Jagdleidenschaft selber *«den Mantel der Gesittung wegreisst»* und so ihrerseits dem *«Tier im Menschen»* entspringt.

II. «Dieses wahre innere Afrika.»

Nach der Psychologik der Verschiebung und Symbolisierung wende ich mich jetzt einer anderen Verschiebungs- und Symbolisierungsgeschichte zu. Es ist die «afrikanische» Entdeckungsgeschichte des Unbewussten vor und bei Freud, ein genealogisches Seitenstück zu der von Johannes Reichmayr vertretenen These, dass Ethnopsychoanalyse nicht etwa nur eine komparatistische Teildisziplin der Psychoanalyse sei, sondern dass diese selber im Kern Ethnopsychoanalyse – Wissenschaft vom *«inneren Ausland»* sei. Mit Freud und Parin also auf eine weitere, oder richtiger: die afrikanische Urreise.

In Márais «Glut» gibt es neben den arabischen Ländern der Hochzeitsreise die traurigen und mörderischen Tropen, wo die Augen der Menschen so *«blutunterlaufen»* (G 81) wie die der brünstigen Hirsche im östlichen Europa sind, jene schwüle, exzessive fremde Welt, in die Krisztina will und der Freund auswandert, die Landschaft des *«afrikanischen»* Unbewussten. *«Man will doch auch in Afrika gewesen sein»*, heisst es in einem Brief Freuds ans Sándor Ferenczi im August 1910 im Zusammenhang mit einer gemeinsam geplanten Mittelmeerreise, die wenigstens Algier berühren sollte. Doch daraus wurde direkt nichts, indirekt freilich um so mehr.

Jean Pauls Metapher vom *«wahren inneren Afrika»* für das doppelt *«ungeheure»*, nämlich riesige und unheimliche *«Reich des Unbewussten»* hatte auf eine gefährliche Attraktion gezielt: das Reich der Glut. Was aber hat da ein Freud zu suchen und zu finden, zu jagen und zu erlegen?

Er wird explorierender Seelenforscher und zugleich Kolonisator. In der «Frage der Laienanalyse» zum Beispiel, bei seinem Versuch, die frühkindliche Sexualität des kleinen Mädchens und zumal das undurchsichtige Geschlechtsleben des *«erwachsenen Weibes»* zu erkunden, stösst er auf einen ganzen *«dark continent für die Psychologie»* (Gesammelte Werke, Bd. 14, S. 241) – so Freuds inzwischen berühmteste und berüchtigtste *«afrikanische»* Metapher. Die Dunkelheit dieses Kontinents liesse eigentlich auf Vorsicht, eine gewisse erkenntniskritische Skepsis und vor allem Zurückhaltung hoffen. Aber das hindert den Mann, den weissen Mann Freud keineswegs, beruhigenderweise das Wichtigste von diesem *«dark continent»* zu wissen und für seine kolonisatorische Aneignung zu sorgen. Denn so beängstigend potent

und undurchschaubar das weibliche *«Inner-Afrika»* auch scheint – in Wahrheit strotzt es nur so vor Penisneid!

Und wer wohnt neben den Frauen im *«dark continent»*? Niemand anders als die *«Wilden»,* die Freud in «Totem und Tabu» wiederholt mit den Neurotikern vergleicht. Niemand anders als die unbewussten, verdrängten Triebe, die nach Freuds Schrift über das Unbewusste dessen Inhalt als *«psychische Urbevölkerung»* ausmachen (Gesammelte Werke 10, S. 294). Schliesslich natürlich niemand anders als die *«Neger»* und die mit ihnen, den Frauen, den Wilden und den Neurotikern einhergehenden Verheissungen aus den Gründen und Abgründen der triebhaften, psychischen Urbevölkerung.

Und auch Freud hat keinen Zweifel, dass man diese Urbevölkerung des *«inneren Afrika»* domestizieren müsse. Er lebt sich immer mehr in die Rolle eines selbstdisziplinierten-besonnenen Kolonisators ein, der die Triebe unter wohltätiger Ausbeutung ihrer Energiequanten am liebsten zu zentraleuropäischer Triebregulierung bekehren würde. Wo afrikanisches oder meerhaft-wildes und stürmisches Es war, soll Ich werden – dieser willkommenste aller Sätze Freuds, der zur Ehre der Altäre aufgestiegen ist, weil er wie kein anderer die Wünsche aller Moralapostel und Zoodirektoren erfüllt, ist nur allzu selten, nicht einmal im geistigen Probehandeln, umgekehrt worden. Gerechterweise ist zwar einzuräumen, dass dieser Satz gemäss Freuds zweitem, *«strukturellen»* Modell des *«seelischen Apparats»* die Ich-Werdung des ebenfalls vom Es genährten Über-Ichs einschliesst. Die dominierende Lesart blieb aber die Domestikation des Trieb-Es, die Trockenlegung der Zuidersee: danach wäre Psychoanalyse die Theorie und Therapie aller Formen des Bettnässens.

Unter diesen Umständen bereitet es natürlich besondere Befriedigung, wenn die spätere Vestalin des «Ichs und seiner Abwehrmechanismen», Anna Freud, zu der Zeit, wo sie noch unzensiert des geliebten Vaters geliebter *«schwarzer Teufel»* ist, *«köstlich frech»* und *«schön vor Schlimmheit»,* im gerade publizierten Briefwechsel mit dem Vater aus dem holländischen Nordwijk, begeistert an ihn schreiben kann: *«es tobt! nämlich das Meer.»* (Brw 63).

Dürfen wir uns den afrikanischen, kolonisatorischen Freud für einen Moment als Jäger vom Schlage der *«modernen Reisenden»* vorstellen, so zielt er mit dem Lauf seines psychoanalytischen Jagdgewehrs nicht auf *«das Wild»* wie Márai, aber eben auf *«die Wilden»* als *«psychische Urbevölkerung»,* deren glutheisser *«fremder Welttheil»* so verheissungsvoll wie gefährlich ist, um den Gewehrlauf dann in einem Prozess der Verschiebung speziell auf den weiblichen *«dark*

Bestellungen unter www.schweizermonatshefte.ch oder mit der Postkarte in der hinteren Umschlagklappe dieses Heftes.
Bei Neuabonnenten bedanken wir uns mit der DVD «Deutsche Literatur von Luther bis Tucholsky» aus der Digitalen Bibliothek.

continent für die Psychologie», generell auf das ganze Reich des afrikanischen Unbewussten, des *«Es»* zu richten. Seither heisst Psychoanalyse vorab: auf das Es, das Tier im Menschen zielen – freilich ohne es töten zu wollen. Es soll sich nur so manierlich aufführen, wie es unter zivilisierten Wilden und wahlweise kastrierten Frauen der Brauch ist, auch wenn es diesen an einer gehörigen Über-Ich-Entwicklung fehlt.

III. Rückverschiebung und Desymbolisierung

Wie bei Márai noch die symbolische Ordnung des *«Opfers»* bemüht wird und sich im Zwielicht der Morgenfrühe die Zielrichtung des Gewehrlaufs vom *«Wild»* auf den Menschen verschiebt, so herrscht auch in Parins Erzählungen öfters noch die symbolische Ordnung. Die Jagd kann die ganze Spannweite von der Menschen-, der Partisanenjagd bis zur Leidenschaft des Historikers umfassen (L 130, 161, 174). Zumal im Reich der Trophäen wird diese Ordnung respektiert. *«Der Hirsch, dessen Geweih im Zimmer hängt, kann sich wieder in den drohenden Feind verwandeln»*, schrieb Otto Fenichel 1930. Die Trophäe stelle den Feind symbolisch dar, ihr Verlust bedeute für den Sammler, dass er dem Gegner, dem er sie geraubt hat, ausgeliefert sei (L 111).

Am deutlichsten ist die sich der Verschiebung verdankende symbolische Ordnung in der Erzählung «Meine Initiation», wo eine ödipale Konstruktion die Jagdszenen bestimmt: *«Die ödipale Variante ist: Das Kind spaltet im Entwicklungsprozess den Vater auf, liebt ihn und identifiziert sich mit dem leidenschaftlich jagenden realen Vater, im Übrigen ist es Rebell und geniesst es unbewusst, die Imago des Vaters, das Wild, kaltblütig zu töten. […]»* (L 74 ff.).

In der Initiationserzählung darf der jugendliche Jäger seinen ersten Bock schiessen, wenn er im Namen des Vaters, hier des gräflichen Vater-Repräsentanten, dazu animiert worden ist. Das ersatzelterliche Paar darf er sogar bei der frohgemuten *«penetratio a tergo»* beobachten, um sich anschliessend von einem der beigeschafften *«Mädels»* durch die Segnungen der schon erwähnten manuellen Therapie entlastet zu sehen, bevor er auf die eigentlich-uneigentliche Bocksjagd geht. *«Die Türe zum Speisezimmer stand offen, der Tisch war für sechs Personen gedeckt. Hinten, neben dem Kachelofen, stand die Frau gebückt und ordnete frisch geschnittene Wiesenblumen in einen Tonkübel. Sie hatte den Rock hochgeschlagen, hinter ihr der Hausherr, seine Lederhose runtergelassen. Ich war erstarrt und wollte mich lautlos zurückziehen. Er hatte mich bemerkt und rief laut herüber: ‹Macht nichts, komm in zehn Minuten, dann sind wir mit Vögeln fertig. Dann sind auch die Mädels da, die ich gemietet hab. Sie sind scharf auf dich, haben sie gesagt›»* (L 60).

Solche psychoanalytische Orthodoxie lässt man sich ja gerne gefallen, so schön penetrant wie sie ist. Im übrigen aber werden die Verschiebungen der symbolischen Ordnung aufgehoben. Ich komme noch einmal auf die eingangs zitierten Sätze zurück: Die Jagd als *«Licence for sex and crime»* ist nichts anderes als die Lust zu töten und die sexuelle Lust – so Parins auf die Jagd gemünzte, nicht sowohl dualistische als vielmehr *«legierte»* Trieblehre für das, was Libido und Destrudo im Jäger vereint. *«Töten und Lust zusammen ergeben Jagdlust»* (L 21): so lapidar, unverschoben und ganz und gar nicht symbolisch steht es da.

Das hat den Vorzug, dass es die Rationalisierungen erübrigt. Wenn Ehrlichkeit heisst, eine Sache bei ihrem und keinem anderen Namen zu nennen, dann sind diese Erzählungen von der Leidenschaft des Jägers in höchstem Masse ehrlich. Sie nennen den Trieb, die Triebe bei ihrem Namen. Nicht, dass sie deswegen indifferent wären. Gerade weil es um nichts als die Leidenschaft des Jägers geht, gilt Parins ganzer Hohn den Perversionsformen der Jagd wie dem amerikanisierten *«Ranch Hunting oder Canned Hunting»*: *«In eingezäunten Gehegen können einheimische oder auch exotische Tiere gejagt werden. Die Jäger tragen Tarnanzüge und sind mit Jagdgewehr, Pfeil und Bogen oder Speeren bewaffnet. Ein Gnu kostet bis 4'000 Dollar, ein Nashorn das Fünffache. Die Trophäe ist garantiert: no kill – no pay. Die Tierschützer der Human Society haben protestiert, doch hat die National Rifle Association… die Annahme von Gesetzen zur Abschaffung von Canned Hunt vereitelt»* (L 80 f.). Auch die «Wiedergeburt des deutschen Mannes» durch das *«‹heilende Wunder› der Jagd»* bei Ludwig Ganghofer ist dem leidenschaftlichen Jäger Parin ein satirisches Glanzlicht wert, zumal die deutsche Rückkehr in die Natur nur dank ungarischem Rothirsch-Import standesgemäss erfolgen kann (L 81 f.).

Aber dieser leidenschaftliche Jäger verschmäht souverän, was die Jagd als allerheiligstes Kulturgut, Ökoversprechen und Hort tierliebender Humanität rechtfertigen soll. Es gibt keine Theodizee des Jägers – nur seine doppelte Lust und, freilich, *«das eben noch wilde und lebendige Tier»* (L 187), das nun tot auf der Strecke bleibt.

Die Schlussfolgerung aus all dem? In der Sprache geburtstagsgerechter Laudationes würde ich die Bedeutung dieses Jägers darin sehen, dass er etwas von der Psychoanalyse als Verschiebungs- und Symbolisierungsdisziplin, als Domestikation des *«dark continent»*, als Trockenlegung der Zuidersee revidiert. Das wäre seine Art der Dekonstruktion – gäbe allerdings auch heikle Fragen auf: Was bleibt denn von der Psychoanalyse, was vom behaglichen Unbehagen in der Kultur, wenn der Jäger der entschlossenen Entsublimierung den Vorzug gibt?

Lieber aber wäre es mir zu sagen, dass Parin dank seiner Desymbolisierung und im Widerspruch zu den Jagdgeschichten von Mérimée bis Márai auf das *«Tier im Menschen»* verzichten kann. Das Tier ist das Tier, der Jäger der Jäger, *«a rose a rose»* – und Paul Parin Paul Parin. Vielleicht muss man wirklich 90 Jahre alt werden, um die Dinge beim Namen zu nennen, bei ihrem Namen. Dazu gratuliere ich uns und ihm.

LUDGER LÜTKEHAUS, geboren 1943, ist Professor für Literaturwissenschaft an der Universität Freiburg i.Br.

Paul Parin, der Geschichtenerzähler

Der Tod ist, keine Geschichten mehr hören und erzählen zu wollen

Urs Widmer

Joseph Conrad hat einmal gesagt, ein Schriftsteller sei so alt wie sein erstes Buch. Der Tag, an dem er seinen ersten Satz schreibe, das sei sein erster Geburtstag. Wenn Joseph Conrad recht hat – und ich neige dazu, ihm beizustimmen –, ist Paul Parin heute gerade 47 Jahre alt. So erklärt sich auch recht einfach seine sonst schier unbegreifliche Jugendlichkeit. Paul Parins erstes Buch ist 1963 erschienen und war – in Zusammenarbeit mit seiner Frau Goldy und Fritz Morgenthaler – jenes, das ihn auch gleich berühmt gemacht hat, und dessen Titel zu einem oft zitierten Sprichwort: «Die Weissen denken zu viel». Seit diesem Buch gibt es den Geschichtenerzähler Paul Parin. Ich will also heute – natürlich auch, weil das sozusagen mein Fach ist – vom Geschichtenerzähler sprechen und die simple These verteidigen (bei denen, die ihn gut kennen, renne ich natürlich offene Türen ein), dass Paul Parin immer schon ein Geschichtenerzähler war. Auch in seinen ethnopsychoanalytischen, also wissenschaftlichen Büchern. Er wurde es nicht erst, als er seine erste literarische Erzählung schrieb. Sein Pech übrigens. Dann nämlich – Joseph Conrad meinte erzählendes Schreiben – wäre er heute blosse 26 Jahre alt, ein Jüngling.

Mit dem literarischen Erzählen hat Paul Parin in der Tat spät angefangen, wie Fontane. Kann sogar sein, dass er bei seinem ersten Band mit Erzählungen – er heisst «Untrügliche Zeichen von Veränderung» und enthält wundersam sinnliche Erinnerungen an seine Kinder- und Jugendzeit in Slowenien – noch dachte etwas zu tun, was neben dem Weg lag, den er sonst beschritt. Dass er einen einmaligen Abstecher in das Dickicht alter Erinnerungen mache. Doch es blieb nicht bei dem einen Ausflug in seine frühe Welt – Gott sei Dank –, sondern dieses Buch wurde der Aufbruch zu einer abenteuerlichen Reise mit vielen Stationen. Paul Parin hat inzwischen ein gewichtiges literarisches Werk geschrieben. Er ist, von allen beachtet und geachtet, ein Mitglied meiner Zunft geworden. Die Erzählung wurde seine Gattung, in der Novelle hat er es zu grosser Meisterschaft gebracht.

Dass der Arzt und Wissenschafter sich in einen Erzähler verwandelte, überraschte gewiss manche. Jetzt allerdings, in der Rückschau, sieht sein Schreibweg logisch und notwendig aus. Wenn es so etwas wie den geborenen Erzähler gibt, dann ist Paul Parin einer. Er kann gar nicht anders als erzählen. Er konnte nie anders. Gäbe es die Schrift nicht, wäre er heute eine mündliche Erzählinstanz, weit über alle Grenzen berühmt. Die Leute würden zu ihm strömen, zum Beispiel um die Geschichte vom Affen zu hören, der Tabou hiess und den er und Goldy sowie Ruth und Fritz Morgenthaler aus Afrika nach Zürich mitnahmen. Wie sie das taten, ist eine Geschichte, deren Wirrnisse Paul Parin im Band «Der Traum von Ségou» niederschrieb. Ich aber erinnere an sie als *oral history*, als einen afrikanisch ausschweifenden Erzählvorgang, bei dem Goldy beiseite gelassene Nebengeschichten unerbittlich einforderte.

Um ein Geschichtenerzähler zu sein, musste Paul Parin nicht nach Afrika fahren. Das half, gewiss, weil ein afrikanischer Affe anregender ist als ein Schweizer Eichhörnchen und weil in Afrika jeder Schritt in der wirklichen Welt ein Gang zu mythischen Müttern und Vätern zu sein scheint, in die Tiefen alter Zeiten, hin zu Geschichten, die das Unbewusste selber erzählt. Aber einem Geschichtenerzähler wie Paul Parin genügt es auch, von seiner Wohnung bis zum Bellevue zu gehen, um Zigaretten zu holen. Er erlebt – wie alle Geschichtenerzähler – immer etwas, was erzählt werden kann oder muss. Es gibt ja Menschen, die imstande sind, in achtzig Tagen um die Erde zu reisen und die dann rein gar nichts erlebt haben, was sie erzählen könnten. Sie sind nicht neugierig. Paul Parin aber ist der neugierigste Mensch, den ich kenne, er schaut seinen Vorurteilen so aufmerksam auf die Finger, dass man meinen könnte, er hätte keine, und er scheint keine Angst zu kennen.

Mein Gott, ich an seiner Stelle wäre bei der ersten Afrika-Reise (da war er 38 Jahre alt) schon vor Beginn der eigentlichen Fahrt, schon in Algier zusammengebrochen, beim dritten Eingeborenen spätestens, der mir einen Teppich oder einen geschnitzten Elefanten hätte verkaufen wollen. Ganz zu schweigen von der letzten Reise, die Paul Parin zusammen mit Goldy in einem Renault 12 unternahm, einem Auto, das ich ohne eine Mitgliedschaft beim TCS auch in der Schweiz kaum zu fahren gewagt hätte. Da war Paul über sechzig, Goldy sowieso, und wenn ich seinem Bericht über diese Reise – er steht in dem mir liebsten aller Erzählbände, der «Zu viele Teufel im Land» heisst – trauen darf, dann haben die beiden ein gutes dutzendmal bei 40 Grad im Schatten – aber weit und breit kein Baum – im glühenden Sand – kein Lebewesen von Horizont zu Horizont – neue Reifen aufgezogen und mindestens einmal daran gedacht, den letzten Pneu unaufgezogen zu lassen und sich, erschöpft und gelassen, neben das Auto in den Sand zu setzen. «‹Was meinst du›, sagt G.» – G., in seinen Erzählungen, ist natürlich Goldy –, «‹Wollen wir nicht ganz dableiben? Ich habe Mauretanien schon immer schön gefunden.›» – Es ist eine

berührende Stelle. G. und Paul blieben dann doch nicht in Mauretanien, sie zogen den x-ten Reifen auf und erreichten den Fluss, der wohl der Senegal war.

Ja, ich glaube, manchmal ist meine Bewunderung für Paul Parins Abenteuerkraft mit einer Prise Neid durchmischt, einer aushaltbaren Dosis allerdings, denn gleichzeitig bin ich ja dankbar, dass ich an all der bereichernden Mühsal ganz ohne Mückenstiche und Schlangenbisse teilhaben darf.

Wie alle geborenen Erzähler, weiss Paul Parin, dass der Massstab 1:1 in der Poesie untauglich ist und dass es in einer Geschichte nicht um die Faktenwahrheit geht, nicht in erster Linie jedenfalls, sondern um eine poetische. Eine gute Geschichte ist wahr, wahrhaftig, und sie ist gleichzeitig erstunken und erlogen. Paul Parin lügt in seinen Geschichten wie gedruckt, wie ich in den meinen. Wir erzählen beide lieber eine gute Geschichte als eine schlechte. Und in guten Geschichten geht es darum, dass die, die sie lesen oder hören, *hic et nunc* belebt werden, und nicht darum, ob alles genau so war. Kafka war nie ein Käfer, trotzdem ist seine Verwandlung wahr und berührend.

Also bilden Paul Parins Geschichten nicht nur Leben ab, als Erinnerungen an verlorene Zeiten, Menschen und Landschaften; sie stellen auch Leben her, jetzt, im Moment des Erzählens. «Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können» – dieser Satz Jean Pauls ist zwar falsch – natürlich können wir aus der Erinnerung vertrieben werden, und ein Paradies ist sie auch eher nicht –, aber wir verstehen doch, was er meint. Paul Parin kann Vergangenes nochmals lebendig machen, das sonst unwiderruflich und unbeachtet im Abgrund der Geschichte verschwunden wäre. Im Übrigen kommt es mir beim Lesen so vor, als prüfe Paul Parin beim Erzählen sich und uns immer erneut, wie sehr beziehungsweise ob wir überhaupt noch am Leben sind.

Als ich die Bücher über die Dogon und die Agni wieder vornahm und mich erneut in ihnen festlas, bestätigte sich meine Erinnerung, dass auch sie, die wissenschaftlichen Werke, Erzählungen sind. Insbesondere «Die Weissen denken zu viel» beginnt wie ein Roman und fasziniert durch seinen Reichtum und die Farbigkeit des Erzählten. Etwa der Schöpfungsmythen. Paul Parin berichtet mit einer Sinnlichkeit der Anschauung, die mich hie und da an Ryszard Kapuscinskis «König der Könige» erinnert, ein anderes von Afrika inspiriertes Buch aus dem Grenzgebiet zwischen Faktendokumentation und dem poetischen Beschwören des Fremden. Es ist faszinierend, wie Paul Parin das Werden der ethnopsychoanalytischen Technik und Arbeit erzählt, Schritt für Schritt. Konkretes Handeln konkreter Menschen in einem konkreten Land. So viel Begrifflichkeit wie nötig, so wenig wie möglich. Afrika ist gewiss ein Kontinent, der einem vorerst einmal jeden Begriffsapparat aus der Hand schlägt. Paul Parin wirkt dadurch wie erleichtert, jedenfalls nicht eingeschüchtert.

In den eigentlichen literarischen Erzählungen erkennt man bald Schwerpunkte, magnetische Pole, von denen Paul Parins Erzählen immer wieder angezogen wird. Afrika natürlich. Dann die Jugendzeit in Slowenien. Und drittens die Jagd. Es gibt viele Jagdgeschichten, und sie zeigen uns einen Paul Parin, der einen durchaus auch irritieren mag. Dieses Jagdfieber! Dieses immer erneute Beharren darauf, wie sehr die sexuelle Lust und das Jagen zusammenhängen. Margret Mead hat einmal auf die Frage, wann Männer am glücklichsten seien, geantwortet: «Wenn sie zur Jagd aufbrechen, und weit und breit ist keine Frau und kein Kind.» Auf diese Art glücklich scheint auch Paul Parin gewesen zu sein, und er vermittelt uns Nichtjägern dieses Glück intensiv und plausibel.

Ich danke Paul Parin für die vielen Geschichten, die er mir in seinen Büchern und manchmal auch einfach so erzählt hat. Für so viel Leben. Vielleicht kommt der Tod, wenn uns die Geschichten gleichgültig werden, die eigenen und die der andern. Der Tod ist, keine Geschichten mehr hören und erzählen zu wollen.

URS WIDMER, geboren 1938, lebt als Schriftsteller in Zürich.

Zollunion – Alternative zum EU Beitritt

In der kommenden Wintersession werden die eidgenössischen Räte den Europabericht des Bundesrates diskutieren. Dabei ist die gegenwärtige Debatte stark eingeschränkt auf die Frage des Beitritts zur Europäischen Union und die Fronten sind verhärtet. Dieses Buch gibt der Europadiskussion in der Schweiz einen neuen Impuls. Die Ergebnisse der umfassenden Forschungsarbeiten zeigen, dass eine Zollunion zwischen der Schweiz und der EU eine ernstzunehmende und eigenständige Alternative zu einem EU-Beitritt ist.

Rüegger Verlag • Zürich/Chur • www.rueggerverlag.ch